

Es erfüllt mich mit grosser Freude, einen Preis zu erhalten, der nach einem Autor benannt ist, den der Preisträger bewundert. Natürlich ist es auch eine grosse Freude, Preise entgegenzunehmen, die nach Autoren benannt sind, die der Preisträger nie gelesen hat oder nur schwer zu bewundern vermag; in solchen Fällen schweigt man diskret über die Persönlichkeit, deren Name dieser Preis trägt. Das werde ich heute nicht tun. Ich verspreche Ihnen auch, mich kurz zu fassen, damit Sie das schon einmal wissen, in ungefähr sieben Minuten sind Sie mich wieder los. Und ich werde auch nicht versuchen zu beweisen, dass ich witzig bin oder dass ich ein Satiriker bin, der es verdient, in einem Atemzug mit Jonathan Swift genannt zu werden. Das wäre, als würde ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, selbst das Messer ergreifen und sich die Halsschlagader durchtrennen, um zu beweisen, dass es schlachtreif ist.

Dass ich mit Lämmern und dem Schlachten beginne, ist keine Anspielung auf die Canapés und anderen Köstlichkeiten, die Ihnen zweifellos später serviert werden, sondern auf den Swift-Text, der mich am meisten beeindruckt hat – und ich will nicht behaupten, dass ich alle seine Texte gelesen habe. Diese vorgetäuschte Belesenheit wäre ja wohl das Gegenteil von Satire. Ja, was ist eigentlich das Gegenteil von Satire? Die pompöse, selbstzufriedene Schwülstigkeit, mit der ein erheblicher Teil des gesellschaftlichen Lebens überfrachtet ist? Vielleicht die Kulturindustrie selbst.

Aber noch bevor ich dies aufgeschrieben habe, beginne ich zu zweifeln: Ist die beste Satire nicht gerade die unbeabsichtigte? Ist der beste Satiriker nicht oft derjenige, der glaubt, alles zu sein, nur eben ausgerechnet kein Satiriker?

Enfin, ich sprach von Lämmern und dem Schlachten wegen A Modest Proposal for Preventing the Poor People in Ireland from Being a Burthen to Their Parents or Country, and for Making Them Beneficial to the Public. Der Vorschlag in diesem kurzen Text, den Sie sicher kennen – sonst tun Sie einfach so –, läuft darauf hinaus, dass irische Familien ihre Kinder zum Verzehr an ihre englischen Herren verkaufen

müssen, woraufhin die Iren mit dem erhaltenen Geld andere Kinder ernähren können – dies alles im Bewusstsein, dass ihre Kinder sonst sowieso vor Hunger sterben würden.

Das Geniale an diesem Text steckt, wie immer, im Detail. Derjenige, der den Vorschlag unterbreitet, legt Wert darauf zu betonen, dass man das Kinderfleisch, falls man es ein paar Tage aufbewahren möchte, am besten mit reichlich Salz und Pfeffer kocht.

Die übliche Lesart des Textes läuft darauf hinaus, dass sich der Leser fragen muss, was monströser ist: die Engländer, die durch ihre Politik irische Kinder verhungern lassen, oder die Iren, die bereit sind, den Engländern ihre Kinder als Fleisch zu verkaufen, um so ihre anderen Kinder ernähren zu können? Ihren Kannibalismus könnte man als Politik des geringsten Übels bezeichnen.

Dieser Text von Jonathan Swift ist zu einem Klassiker geworden unter der Annahme, dass der Schriftsteller nicht meint, was er sagt. Wohl sagt er es, doch er meint es nicht, oder er meint etwas völlig anderes.

Diese Annahme, so sagt ein anderer Schriftsteller, John Coetzee, macht den Swift-Text leichter verdaulich. Aber was, wenn diese Annahme nicht stimmt?

Das grosse Risiko des Satirikers besteht darin, dass alle davon ausgehen, dass er es sowieso nicht ernst meint. Deshalb sollte niemand Satiriker sein wollen, denn sobald man als Satiriker gilt, ist man im Grunde bereits neutralisiert. Swift selbst sagte, Satire sei ein Spiegel, in dem jeder das Gesicht eines anderen erkennt, jedoch niemals das eigene.

Weil ich nicht riskieren möchte, dass Sie denken, ich meine nicht, was ich sage, schweige ich jetzt über Kannibalismus und Satire. Ich möchte dieses Dankeswort mit einer sehr kurzen, wahren Geschichte über Vorhänge beenden, in der jeder meint,

was er sagt, oder anders gesagt: eine wahre Geschichte darüber, wie wichtig es ist, zu meinen, was man sagt.

Vor etwas mehr als einem Jahr war ich zu Gast in einer Villa in Kalifornien, in der einst ein berühmter deutscher Schriftsteller lebte. Heutzutage ist sie für Wissenschaftler und Schriftsteller ein Ort, an dem sie so richtig verwöhnt werden. Einige Tage nach meiner Abreise erhielt ich eine E-Mail des heutigen Direktors der Villa.

Er schrieb:

„Lieber Arnon, danke für deinen Aufenthalt in der Villa und für deinen Beitrag zur Diskussion, du hast uns Stoff zum Nachdenken gegeben. Die Reinigungskraft hat inzwischen deine Suite gesäubert und festgestellt, dass die Vorhänge oben an beiden Seiten beschädigt sind und nun etwas lose von der Decke hängen. Hast du irgendeine Ahnung, wie das passiert sein könnte? Eine kurze Antwort deinerseits wäre sehr willkommen.“

Ich antwortete:

„Es war mir eine grosse Freude, an der Diskussion über Identität, Literatur und die politischen Gefahren, die von allen Seiten auf uns zukommen, teilzunehmen. Aber nun zum wichtigsten Punkt in deiner E-Mail, den Vorhängen. Ich hatte tatsächlich Schwierigkeiten, die Vorhänge zu schliessen, aber da die Sonne ziemlich grell durch die Fenster hereinschien und es in Kalifornien um diese Jahreszeit früh hell wird, beschloss ich, sie dennoch zuzuziehen. Ich hatte nicht den Eindruck, dabei etwas beschädigt zu haben, sonst hätte ich das selbstverständlich sofort gemeldet. Kann ich sonst noch etwas für dich tun? Oder reicht dir diese Information?“

Zwei Tage später erhielt ich wieder eine Antwort des Direktors der Villa:

„Danke für deine schnelle Rückmeldung. Es stellt sich heraus, dass wichtige Teile der Vorhangschienen beschädigt sind. Wir haben einen Mechaniker gerufen, und es hat

sich ergeben, dass die Reparatur der Vorhänge zweitausend Dollar kosten wird. Wir verwenden deutsche Vorhänge und deutsche Vorhangschienen und in Kalifornien bekommt man sie praktisch nicht repariert. Wir kontrollieren die Suiten immer sorgfältig, bevor neue Gäste einziehen, und vor deinem Aufenthalt haben wir nichts Auffälliges an den Vorhängen feststellen können. Nach interner Beratung sind wir zu der Erkenntnis gelangt, dass die Vorhänge während deines Aufenthalts beschädigt worden sein müssen.

Es tut uns leid, dich mit dieser Angelegenheit belästigen zu müssen, aber wir sind eine Non-Profit-Organisation und wir haben es hier mit dem deutschen Steuerzahler zu tun – das alles macht es für uns nicht einfacher. Hast du zufällig eine Versicherung, welche die Kosten von zweitausend Dollar für die Reparatur der Vorhänge decken könnte?“

Ich antwortete:

„Es tut mir sehr leid, dass diese unerquickliche Situation so viel deiner Zeit beansprucht. Ich habe leider keine Versicherung, die die Reparatur fremder Vorhänge deckt. Und ich verstehe, dass es nicht leicht ist, nahezu täglich mit dem deutschen Steuerzahler zu tun zu haben, schon gar nicht in diesen Zeiten. Deshalb habe ich beschlossen, die zweitausend Dollar für die Reparatur der Vorhänge aus eigener Tasche zu bezahlen. Sag mir einfach, wohin ich das Geld überweisen soll. Da ich als Romanautor nicht sonderlich reich bin, habe ich sofort ein Crowdfunding für die Vorhänge in der Villa gestartet. Zum Schluss, sei versichert, dass, sollte ich jemals wieder in die Villa zurückkehren, was mich sehr freuen würde, ich die Vorhänge mit keinem Finger mehr anfassen werde.“

Seitdem habe ich nie wieder etwas von dem Direktor der Villa vernommen.

Ich möchte mich bei Ihnen nicht nur für diesen Preis bedanken, sondern auch für die äusserst angenehme Übernachtung im Hotel Zum Storch. Ich habe heute Morgen die Vorhänge in meinem Zimmer dort inspiziert und kann Ihnen mit der Hand auf dem Herzen versichern, sie sind unbeschädigt.